

An der Universität

Es waren heimische Gefühle, die mich vor allem bewegten, als ich erneut eine Arbeit in meiner alten Alma Mater Berolinensis aufnahm. Gewiß, es gab noch schlimme Spuren des Krieges, aber wenn man, von den Linden kommend, das Tor passierte und auf den

Mittelbau zuschritt, grüßte einen wie eh und je von der Linken her der mächtige Ginkgo biloba mit seinen tief hängenden Zweigen. Ich begrüßte ihn und holte mir von ihm eins seiner Blätter, um es in das Buch Suleika von Goethes Westöstlichem Diwan zu legen, wo ich es mit Sicherheit wiederfinden würde, um es gegebenenfalls als Boten auf den Weg schicken zu können. Im ersten Stock des Ostflügels stand ich dann vor meinem einstigen Historischen Seminar, das mir von damals noch bis in die kleinsten Dinge völlig gegenwärtig war: Hinter der Tür zur Linken nach einer schmalen Kaffeeklappe unser Assistentenzimmer und zwei, drei Nasenquetschen für die Herren Professoren, zur Rechten neben der Treppe zum eingezogenen Zwischengeschoß der Raum meines einstigen Chefs A. O. Meyer und dann geradeaus die hervorragend bestückte Bibliothek. Es hatte sich in den Dutzend Jahren, die ich inzwischen anderswo verbracht hatte, einiges verändert: Es gab keine Kaffeeklappe mehr und keinen Seminardiener; die Tür zu A. O. Meyers Zimmer war zugemauert, um den Raum an ein benachbartes Institut abzutreten. Aber die Gesamtatmosphäre berührte mich ausgesprochen heimisch, insbesondere natürlich dank der Bibliothek mit ihren vielen Zeitschriftenreihen, ungezählten Lexika, der Allgemeinen Deutschen Biographie, dem sechzigbändigen Wurzbacher und den wuchtigen Folioformaten der Monumenta Germaniae Historica, die den Eintretenden als erste begrüßten.

Der Plan zur Gründung solcher Institute für die Geschichte des deutschen Volkes in Berlin, Leipzig und Halle war Anfang 1952 gefaßt worden. Die organisatorischen Vorbereitungen in Berlin zogen sich bis Mitte des Jahres hin. Das Protokoll der Fakultätssitzung vom 7. 5. 1952 vermerkte, daß das Staatssekretariat Prof. Dr. Alfred Meusel als Direktor des neugegründeten Instituts bestätigt hat. Prof. Dr. Heinz Kamnitzer wurde gleichzeitig als sein Vertreter mit dem ausdrücklichen Zusatz benannt, bei

Abwesenheit Meusels die Direktionsgeschäfte zu führen. Ganz offensichtlich hatte man bei der Vielfalt der Verpflichtungen Meusels nur mit seinem Namen operieren wollen, aber de facto auf Kamnitzer gesetzt. Und so war es dann auch. Im Rahmen des alten Historischen Seminars war unserem Institut das gesamte Zwischengeschoß mit einer beachtlichen Zimmerflucht zugeordnet, die wir erst im Laufe der Zeit zu füllen vermochten. Der Chef Heinz Kamnitzer hatte sich in die hinterste Ecke zurückgezogen, die am ungestörtesten war. Im kleineren Nebenraum arbeitete seine Sekretärin, die ebenso tüchtige wie ansehnliche Barbara Grimm, die seine sehr sorgfältig ausgearbeiteten Vorlesungen so abzutippen hatte, daß nicht mehr als zehn Zeilen auf einen DIN A-4 Bogen gelangten; mit seinen Augen stand es nicht zum besten, und einen Versprecher in seinem Vortrag gestattete er sich nicht. Er war in erster Linie Essayist und Schriftsteller; daß er schließlich an der philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin mit einer historischen Arbeit zur Vorgeschichte des Bauernkrieges promovierte, war zwar nicht abwegig, aber keineswegs zwingend. Der zur Macht gelangte Nazismus hat den 1917 Geborenen schon sechzehnjährig in die Flucht getrieben, zunächst nach England, dann nach Palästina, von dort zurück und interniert in Kanada - überall mit Entbehrungen ringend und glücklich nur dann, wenn er seine Feder nutzbringend in den Kampf gegen den Hitlerismus einzusetzen vermochte. Daß er, der 1946 zurückgekehrte Emigrant, in dem einstigen Aachener Professor Dr. Alfred Meusel, der ebenfalls aus englischer Emigration kam und im November 1946 in Berlin zum Dekan der philosophischen Fakultät gewählt worden war, seinen geeignetsten Lehrer suchte und fand, konnte ebensowenig verwundern wie - angesichts des riesigen Mangels an ausgewiesenen antifaschistischen und promovierten Kräften - seine schnelle Berufung zum Professor. Im Grunde genommen waren alle, die 1952 zur Erstausrüstung des Instituts für die Geschichte des deutschen Volkes gehörten, durch die Bank junge Leute und im Hinblick auf die eigene wissenschaftliche Leistung ebenso mehr oder weniger Anfänger. Mit meinem Jahrgang 1915 war ich der älteste und überflügelte sogar noch unseren 1917 geborenen Chef. Alle anderen hatten in der Regel ihr Studium vor nicht allzu langer Zeit gerade abgeschlossen und fingen an, sich Gedanken über die Promotion zu machen.

Die Aufgaben, die vor uns standen, waren so geartet, daß ich noch heute den Mut und die Zuversicht bestaune, mit denen wir uns an ihre Bewälti-

gung wagten. Zunächst mußte die Hauptvorlesung gesichert werden, für die Zuarbeiten zu leisten waren; das galt nicht nur für die begleitenden Seminare, sondern auch für die den Chef zwangsläufig überfordernde Vorlesungstätigkeit selbst. Zum zweiten stand die mit der Institutsgründung unmittelbar verbundene wissenschaftliche Aufgabe, einen maßgeblichen Beitrag zu liefern, der sich in das republikweit angegangene Unternehmen eines neuen Lehrbuchs der deutschen Geschichte einfügen sollte. Vorsitzender des Autorenkollektivs war Alfred Meusel, der auch als Herausgeber fungierte - und das nicht nur dem Namen nach; er war ein unachsichtiger Kritiker, der selbst stilistische Mängel nicht durchgehen ließ. Kamnitzer und sein Institut standen für den Abschnitt Deutschland von 1789 bis 1815. Für mich persönlich kam noch dazu, daß ich aus verschiedenen Gründen meine Beziehungen zur Volksbildung nicht radikal abbrach. Es war mir unmöglich, meinem alten Mitsstreiter aus Hauptschulamtstagen Erich Hutzelmann nicht die erbetene Unterstützung zu gewähren, als ihm, dem Dozenten für Methodik des Geschichtsunterrichts im Pädagogischen Kabinett von Groß-Berlin, Mauerstraße 53, der gesamte Ausbau der Weiterbildung auf diesem Gebiet über das Fernstudium zugeordnet wurde. Ich ließ ihn nicht im Regen stehen und übernahm eine Gruppe Fernstudenten, die ich in regelmäßigen Konsultationen bis Mitte 1954 betreute. Seit Beginn 1952 gehörte dieser Gruppe auch Edith Korth an, deren Förderung mir besonders am Herzen lag und die dann auch nach einem vierzehntägigen Vorbereitungslehrgang im Juli 1954 das Staatsexamen in Geschichte mit Glanz bestand. Diese zusätzliche Arbeit wurde zwar nicht fürstlich belohnt, aber der Zuverdienst kam dennoch gelegen. Ich hatte den Gehaltsverlust beim Übergang vom Dozenten an der PH zum Assistenten an der Universität bewußt in Kauf genommen, aber er zwang mich dennoch zum Rechnen. Der Vater, zehn Jahre älter als meine Mutter und immer um deren Zukunft besorgt, hatte bei der Prüfung ihrer Unterlagen festgestellt, daß ihr noch knappe drei Arbeitsjahre fehlten, um mit 60 Jahren einen eigenen Rentenanspruch anmelden zu können; also tauschten beide um die Jahreswende 1950/51 ihren Wohnsitz in der Admiralstraße 23 mit dem in der Gernotstraße 37. Sie zogen in unsere unmittelbare Nähe in den Ostsektor, und ich fungierte als Arbeitgeber meiner Mutter, für deren Haushaltshilfe ich die entsprechenden Beträge an die Sozialversicherung abzuführen hatte. Meines Vaters Rechnung ging auf; ab April 1953 bezog sie ihre Altersrente. Zudem war ihre neue Wohnung ungleich geräumiger, besaß erstmals ein eigenes WC und einen sonnigen Balkon.

Die allerersten Vorstellungen über Aufgaben und Arbeitsweise des zu gründenden Instituts, von Kamnitzer bereits im Februar 1952 zu Papier gebracht, waren naturgemäß noch sehr allgemein gehalten; sie legten den Schwerpunkt auf die Erforschung der demokratischen und nationalen Bewegungen im Volke, die bis ins Mittelalter zurück aufzuspüren wären. Ende März benannte er Harig, dem Staatssekretär für das Hochschulwesen, bereits über ein Dutzend potentielle Mitarbeiter, mit denen er die Arbeit aufnehmen könnte. Der einzige Promovierte unter ihnen war Fridjof Sielaff, der als Hauptassistent die Abteilung Feudalismus I übernehmen sollte. Für die Abteilungen Feudalismus II, Neuzeit I und Neuzeit II standen ausschließlich Kandidaten zur Verfügung, die eben erst ihr Examen abgeschlossen hatten oder es in wenigen Monaten ablegen würden. Genannt wurden Horst Köpstein, Wolfgang Woywodt, Rudi Berthold, Harald Müller, Günther Westphahl, Percy Stulz, Horst Schötzki und Günther Rose. Bis auf Dr. Sielaff - ein entschiedener Antinazi und sehr eigenwilliger Charakter, ein druckreif redender exzellenter Mediävist und anspruchsvoller Leiter ungezählter Proseminare, aber ohne eine seiner Gelehrsamkeit auch nur entfernt entsprechende Publikationsliste - gehörten alle anderen Genannten Mitte 1952 dem Institute an. Möglicherweise war ich der neunte, aber vielleicht machte ich erst das Dutzend voll, denn um diese Zeit herum stießen auch noch die Absolventen Klara Alexander, Günter Schmidt, Horst Haake, Hans Lohmann und Werner Mast dazu. Last not least gehört den Gründungsmitgliedern auch Lieselotte von Ehrenwall zugezählt, Jahrgang 1911, Mutter zweier heranwachsender Söhne, kein alter Adel, von ihrem Namensspender längst geschieden und ohne besondere Neigung zur Geschichte. Ich entsinne mich noch deutlich unserer Verwunderung darüber, daß sie ihre Bewerbung durch eine Empfehlung von Theodor Brugsch, einer Koryphäe der Charité, erhärtete; das imponierte ungemein. Wir erwarben mit ihr eine hervorragende Verwaltungskraft mit gepflegten Manieren, selbstbewußt und dabei freundlich, diszipliniert und hilfsbereit.

Ein Versuch Horst Köpsteins vom 28. 8. 52, die wissenschaftliche und organisatorische Arbeitsweise schriftlich zu fixieren, um die bis dahin getübte Praxis überschaubarer zu machen, bestätigt eindeutig, daß wir noch keineswegs so weit waren, wirkliche Schwerpunkte zu setzen, sondern in der Furcht vor Versäumnissen alles zugleich und mit gleicher Kraft angingen. Das Ergebnis war die Überforderung eines jeden. Der deutsche Bauernkrieg beispielsweise, als langfristige Forschungsarbeit

ausgewiesen, sollte zwar in Teilthemen angegangen werden, aber jedes von ihnen blieb dabei so weit gefaßt, daß es - selbst als Promotionsschrift angelegt - noch immer hoffnungslos ausgeüfert wäre. Der vorgesehenen Besprechungen und Beratungen im großen, im kleinen und im engsten Kreise gab es kein Ende. Offensichtlich in der Vorstellung, auf kraftsparende Weise eine reiche wissenschaftliche Beute einzubringen, sollten alle einschlägigen Seminar- und Examensarbeiten mit dem Ziel ihrer Publikation geprüft und auch überarbeitet werden. Auf der anderen Seite fühlte man sich moralisch verpflichtet, Studenten mit unzureichenden Zwischenprüfungsergebnissen besondere Hilfen zu gewähren. Der eigenen Qualifikation sollten häufige Colloquien dienen, für die Wissenschaftler unterschiedlichster Provenienz zu gewinnen waren. Umgekehrt gingen wir viel zu viele Verpflichtungen ein, um unser spezifisches Wissen gesellschaftlich nutzbar zu machen, indem wir z.B. dem FDJ-Zentralrat bei der Entwicklung von Lehrmaterialien Hilfe zu leisten versprochen oder den Patenbetrieb der Humboldt-Universität, Bergmann- Borsig, unentwegt mit Angeboten bedrängten, um der dortigen Kulturarbeit auf die Beine zu helfen. Derartige Bemühungen waren sehr zeitraubend, und ihre Ergebnisse standen in keinem vertretbaren Verhältnis zum Aufwand. Kurzum, wir waren auf dem besten Wege, uns restlos zu verzetteln und dabei selbst zu zerfleddern.

Der erste, der mit gutem Grund das Handtuch warf, war unser Chef Heinz Kamnitzer. Es liegt das Protokoll einer Besprechung vom 18. 12. 1952 vor, an der neben Kamnitzer, mir, Berthold, Köpstein und Klara Alexander als Parteiorganisator unserer Gruppe auch Ernst Diehl teilnahm - schon damals innerhalb des Apparats des ZK der SED für die Geschichtswissenschaft verantwortlich. Punkt I der Tagesordnung lautete: Bekanntgabe des Arzibefundes über Kamnitzer. Es folgten Überlegungen, wie der angeschlagene Chef noch belastet werden könnte und entlastet werden mußte. Unter Punkt III hieß es: "Ernst Diehl ist damit einverstanden, daß Heinz Scheel offiziell die Vertretung von Professor Kamnitzer als Leiter des Instituts übernimmt; er trägt die Hauptverantwortung im Institut und nach außen. Bei der Bewältigung dieser Arbeit stehen ihm in wissenschaftlicher und organisatorischer Hinsicht die Gen. Stulz, Berthold, Schötzki und Köpstein zur Seite. Diese Regelung gilt bis Ende März 1953." Im Punkt IX ist Diehls Einverständnis vermerkt, daß die genannten fünf Assistenten den Rang von Oberassistenten erhalten sollten, was ich dann in der Tat mit Wirkung vom 1. 1. 1953 auch durchsetzen konnte. Dieser Vorgang brachte Kamnitzer einige Erleichte-

rungen, aber veränderte noch keineswegs die Arbeitsweise des Instituts. Die Vorstellungen, die Diehl bei dieser Gelegenheit über die Fertigstellung der Lehrbucharbeit von sich gab, erinnerten an eine nur im Laufschrift zu bewältigende Strecke: Abschluß der den Mitarbeitern zugewiesenen Teilthemen bis Ende Januar; nach Besprechung und erneuter Überarbeitung endgültige Fertigstellung im Mai; auf dieser Basis schriftliche Fixierung der komprimierten Gesamtdarstellung im Sommer; ab November Beginn der Diskussion der Lehrbuchentwürfe. Ganz offensichtlich wurde damals die Diskussion als eine besonders ertragreiche Methode für den Erkenntniszugewinn betrachtet und gepflegt; sie erschien als die Verkörperung des angestrebten sozialistischen Kollektivgeistes. Dabei kamen die individuell erbrachten und sorgfältig belegten Forschungsleistungen als unabdingbare Voraussetzung für eine gute Diskussion sehr leicht zu kurz. Hier lag unser Schwachpunkt; ihn zu erkennen und ihn zu überwinden, lehrten uns Erfahrungen, die nicht ohne Blessuren abgingen.

In der Zeit, da ich im Institut kurzfristig das Zepter schwang, realisierten wir z. B. die noch von Kamnitzer im Dezember geäußerte Schnapsidee, über die Problematik des Landsturms im Kriege 1812/13 einen Experten zu befragen, den er in dem Schriftsteller Ludwig Renn vermutete. Wer, wenn nicht er, der sächsische adlige Offizier und antifaschistische Spanienkämpfer, war hier gewinnbringend für uns auszuschöpfen! Telefonisch hatte ich über seinen Sekretär die grundsätzliche Bereitschaft erwirkt und am Ende auch einen Termin ausgehandelt, an dem die Veranstaltung steigen sollte. Ich fand mich rechtzeitig am Haupttor der Universität ein, um ihn zu unserem Institut zu geleiten und ihn schließlich der vollzählig versammelten Mannschaft vorzustellen. Die Tür öffnete sich noch einmal, und Prof.Dr.Alfred Meusel, begleitet von seiner klugen Mitarbeiterin Frau Dr.Gerda Grothe, betrat - alle überraschend - unbewegten Gesichts als Hörer den Raum. Ich lobpreiste diesen Gast nicht im besonderen, aber verneigte mich achtungsvoll. Wohl war mir dabei gar nicht; und auch Renn erschien mir anfangs irritiert, bevor er sich von seiner Darstellung des Einfalls Napoleons in das weite und unwegsame Rußland forttragen ließ. Er sprach ausführlich und sehr anschaulich über all die Schwierigkeiten, die allein bei pausenlosem Regen den Vormarsch allgemein und den Transport der von Pferden gezogenen Geschütze im besonderen begleiteten; Räder zerbarsten oder versanken im Schlamm der aufgeweichten Trasse; den Marschierenden wurde das Letzte abverlangt.

Natürlich war das noch ein Kinderspiel verglichen mit dem Rückmarsch. Kurzum, der Krieg war schlimm und bedeutete für Napoleon den Anfang seines Endes. Renns Rede, mit Verve und viel Phantasie vorgetragen, leistete zur Klärung unserer Probleme faktisch nichts, aber gab Meusel, der sich als erster zu Wort meldete, Gelegenheit, seinem Kollegen für die Vielzahl neuer Erkenntnisse zu danken, die er ihm vermittelt hätte. Beispielsweise hätte er bislang gemeint, daß der Kaiser - wie später auch Hitler - den Krieg mitten im Sommer nach dem Osten trug, wo man zu dieser Jahreszeit kaum im Morast versinken, sondern eher verdursten konnte; im übrigen käme ja beides auf dasselbe hinaus. Unbewegten Gesichts nahm Meusel den Vortragenden auf diese Weise genüßlich und gründlich auseinander, daß mir als Versammlungsleiter Hören und Sehen verging. Natürlich hatte nach Meusels Verriß kein Zuhörer mehr den Mut, an Renn noch irgendeine Frage zu richten, so daß mir nur noch übrigblieb, mit einem Dank an den Referenten unsere Zusammenkunft zu schließen. Als ich Renn wieder vor das Haus zu seinem Wagen geleitete und dabei irgendwelchen verlegenen Unsinn redete, gestand er mir wörtlich: "Ich spreche vor Historikern nicht so gern; die wissen immer so viel." Ich wäre am liebsten in den Erdboden versunken.

Diehls vorgegebener Zeitplan für die Arbeit am Lehrbuchabschnitt purzelte schon unter meiner Ägide ein erstesmal zusammen: Statt der Vorlage aller Teilthemen bis Ende Januar konnten wir bis Ende Februar ganze sechs zur Kenntnis nehmen; meine eigene Zuarbeit lag erst am 27. Februar vor. Die Qualität unterschied sich natürlich ganz beträchtlich. Am Schwanz bewegte sich Werner Mast, dem es ausreichte, den von Schulthess herausgegebenen Europäischen Geschichtskalender auszuschreiben, um der Konterrevolution des deutschen Absolutismus bis zum Baseler Frieden eine umfassende Gestalt zu verleihen. Aus ihm ist dann auch nie ein Historiker geworden; und er war nicht der einzige aus unserer Schar, von dem dies gesagt werden muß. Eindeutige Verstärkung erfuhren wir jedoch im Verlaufe des Jahres 1953 durch die Berufung von Karl Obermann und die Einstellung von Edith Ruppel-Hoerisch. Karl Obermann, Jahrgang 1905, von seinem ersten Lebensjahr an von einem Bronchial-Asthma geplagt und darum gleichsam schon zum Bücherwurm geboren, wuchs in Köln mit der Wandervogelbewegung auf, wobei er als Arbeitersohn in den zwanziger Jahren folgerichtig nach links abdriftete und Ende 1931 bei der SAP landete. Aus einer Kurieraufgabe, die ihn 1933 per Rad über Berlin, Hamburg, Holland, Belgien bis ins Saarland führte, wurde schließlich die endgültige Emigration, zunächst in Paris und

dann - nach üblen französischen Internierungen 1939/40 - ab 1941 in New York. Dort wie hier hielt er sich mit publizistischer Arbeit über Wasser, die sich seit 1936 zunehmend historischen Themen zuwandte, die sich als Beiträge zum antifaschistischen Kampf eigneten. 1946 nach Deutschland zurückgekehrt, begann er wieder als Publizist, aber drängte mit Allgewalt zur Forschung und legte zur hundertjährigen Wiederkehr der 1848er Revolution eine umfangreiche Sammlung zeitgenössischer Dokumente vor, die weite Verbreitung erfuhr und ihm schließlich zu einem Lehrstuhl an der Potsdamer Pädagogischen Hochschule verhalf. Von dort kam er in der ersten Jahreshälfte 1953 mit Doktorhut und Professorentitel an unser Institut; als Lehrbuchautor brachte er die Verpflichtung mit, den an Kamnitzer anschließenden Zeitraum von 1815 bis 1848 zu bearbeiten. Edith Ruppel, Mutter zweier Söhne und verheiratet mit dem Kunstkritiker Hoerisch, wurde nicht gerufen, sondern brachte sich selbst ein, indem sie - damals noch im Deutschen Friedensrat tätig - in einem Gespräch mit Meusel ihr Interesse an einem eigenen Aufgabengebiet im Rahmen unseres Instituts äußerte. Sie war bereits promovierte Historikerin und im Kriege als solche in dem Institut Egmont Zechlins, Professor für Überseegegeschichte und Kolonialpolitik an der Berliner Universität, tätig gewesen. Ich kannte Zechlin noch aus meinen Studententagen und wußte jetzt immerhin auch, daß er mit Arvid Harnack befreundet gewesen war. Am 15. April bat sie Kamnitzer um eine Rücksprache, und im Juni erschien sie bereits als Oberassistentin in den Akten unseres Instituts.

So auch in den Akten, in denen sich die Auffassungen der Mitarbeiter des Instituts zu den Ereignissen rund um den 17. Juni widerspiegeln. Von lauten Protesten gegen die regierungsamtlich verkündete zehnprozentige Erhöhung der Arbeitsnormen hatte ich am Vortag noch nichts mitbekommen. Als ich jedoch am 17. wie üblich die U-Bahn benutzte, die mich von Lichtenberg in die Stadtmitte brachte, hörte ich mehrfach die Frage laut werden, ob es auch heute Rabatz geben würde; Auskunft erwartete man vornehmlich von aussteigenden Fahrgästen, von denen man annehmen konnte, daß sie den Baustellen in der Stalinallee zustrebten. Niemand wußte etwas, und jeder zuckte nur mit den Schultern. Mein Ziel an diesem Vormittag war nicht unmittelbar die Universität, sondern eine mir nicht mehr gegenwärtige Parteiinstitution, die mich zu sprechen wünschte. Eine Frau saß mir dort gegenüber, die einzig und allein meine Beziehungen zu Hans Lautenschläger interessierten, meinem alten Schulfreund aus Scharfenberger Zeiten und aktiven Mitstreiter im Widerstand, der einigen be-

sonders wachsamem Genossen verdächtig zu sein schien, weil er der Vollstreckung des von den Nazis über ihn verhängten Todesurteils entgangen war und statt dessen munter fortlebte. Er war in ein Bewährungsbataillon gelangt, übergelaufen und schon 1945 aus sowjetischer Gefangenschaft nach Berlin zurückgekehrt. Es erschien mir ohnehin einigermaßen hirn-rissig, hier Verdächtigungen nachzugehen. Der Gipfel an nicht mehr zu übertreffender Borniertheit wurde erreicht, als man damit noch fortfuhr, obwohl sich draußen schon Ungewöhnliches tat. Ich machte kurzen Prozeß und begab mich zur Universität.

Hier traf ich auf Kamnitzer und andere Mitarbeiter unseres Instituts. Niemand wußte irgendetwas Genaues, und so kamen einige überein, auf die Straße zu gehen, um sich kundig zu machen. Unter den Linden trafen wir vor der Staatsbibliothek auf eine lockere Gruppe, in der von streikenden Bauarbeitern in der Stalinallee geredet wurde. Da nirgendwo Polizei zu sehen war, schloß Kamnitzer ebenso naiv wie messerscharf, daß bei einer solchen Arbeiteraktion in einem Arbeiterstaat die Polizei auch nichts zu suchen hätte. Solch Traumberge zerrann, als ein Trupp von ein- bis zweihundert Mann von der Schloßbrücke heranrückte, die ganz offensichtlich Rabatz machen wollten. Jetzt suchten wir Werner Tzschoppe auf, den Parteisekretär der Universität, in der Hoffnung, von ihm ins Bild gesetzt zu werden und von ihm zu erfahren, was wir in dieser Situation tun sollten. Wir waren nicht die einzigen, die ihn bedrängten. Er hing am Telefon, dem Tropf der Berliner Landesleitung, die ähnlich hilflos war wie er. Immerhin war er einverstanden, daß wir hinter den Gittertoren Posto faßten, um das Universitätsgelände vor dem Eindringen ungebeter Gäste zu sichern. Das langte uns nicht, und so unternahmen wir - etwa 150 Mann stark - den Versuch, Unter den Linden auf der Höhe der Kommode in Richtung Schloßbrücke eine Gegendemonstration zu formieren. Als eine etwa dreimal stärkere Menge von Demonstranten auf der anderen Seite mitbekam, was sich bei uns tat, lösten sich aus dem Haufen an die 50 bis 100 junge Burschen in der klar erkennbaren Absicht heraus, uns auseinanderzudreschen. Wir dachten überhaupt nicht daran, uns prügeln zu wollen, und stoben vor der Übermacht auseinander. Ein älterer Arbeiter warnte die Burschen immer wieder, sich nicht provozieren zu lassen und keine Gewalt zu gebrauchen. Vergebens! Da die Auseinanderstiebenden kein rechtes Ziel mehr abgaben, stürzten sich die Raufflustigen auf das am Straßenrand stehende unschuldige Auto, das mit viel Geschrei umgestoßen wurde und in Flammen aufging. Nach einiger Zeit, die ich aber nicht mehr genau bestimmen kann, tauchten Unter den

Linden einige sowjetische Kleinkraftwagen auf, etwas größer als die amerikanischen Jeeps; vorn der Fahrer mit dem Beifahrer, dahinter auf zwei gegenüber stehenden Bänken je drei sowjetische Soldaten mit Stahlhelm und einer Kalaschnikow im Schoß. Von oben und von den Seiten dienten ihnen die straff gespannte Zeltbahn als Schutz, nach hinten blieb sie aufgeknöpft, um etwas von der bewaffneten Kraft sehen zu lassen. Die Wagen fuhren im Tempo eines Fußgängers, machten also keinerlei Anstrengungen, irgendwelche Ansammlungen zu zerstreuen. Man gab ihnen den Weg frei und ließ sie ihre langsamen Bahnen ziehen. Es waren einzelne junge Leute, die - allerdings ohne jedes Geschrei, sondern eher klammheimlich - die sowjetischen Soldaten von hinten durch die aufgeknöpfte Zeltbahn mit kleinen Steinen bewarfen, um danach sofort unterzutauchen. Als ich diesen Vorgang bemerkte, fragte ich mich, wie lange die stoische Ruhe andauern könnte, mit der die Soldaten solche Übergriffe quittierten. Ganz offensichtlich hatten sie den strikten Befehl, sich in Engelsgeduld zu üben.

Die Mittagszeit war längst erreicht, ohne daß von der Parteileitung der Universität irgendwelche Aktivitäten von uns angefordert worden wären und ohne daß die allgemeine Szenerie in unserem Blickfeld - das umgekippete und ausgebrannte einzelne Auto auf der anderen Straßenseite ausgenommen - sich wesentlich geändert hätte. Ich befand mich mit vielen Universitätsangehörigen auf dem den Linden zugewandten Vorhof, als uns der Ruf: "Die Panzer kommen!" von der Schloßbrücke her schon erreichte, ohne daß wir die entsprechenden Geräusche vernahmen. Doch das änderte sich in Minutenschnelle. Mit beträchtlicher Geschwindigkeit preschte ein Panzer heran mit einem hohen sowjetischen Offizier, der bis zur Hüfte aus der Einstiegs Luke herausragte, um mit beiden Armen - in einer Hand seine Schirmmütze - heftig gestikulierend und lachenden Gesichts seine Friedfertigkeit zu demonstrieren versuchte. Und in der Tat: Die nicht vorher schon das Weite gesucht hatten oder abgetaucht waren, sondern sich weiterhin am Straßenrand aufhielten oder wie wir vom Vorhof der Universität aus die Ereignisse verfolgt hatten, winkten mit Heftigkeit zurück und grüßten die Sowjets, die den wirren Unruhen ein Ende setzten, von denen keiner wußte, worauf sie hinauslaufen sollten.

Gewiß, mit dem Eingreifen der sowjetischen Truppen, die den Belagerungszustand verkündeten, war für uns die Wiederherstellung der Ruhe überhaupt keine Frage mehr. Was uns jetzt umtrieb, waren ganz andere Fragen: Wie konnte es zu solchen Unruhen kommen? Wie hatten sich

Partei und Regierung in dieser Situation verhalten? Welche Lehren insbesondere waren aus diesem Debakel zu ziehen? Der Tod Stalins vor einem guten Vierteljahr hatte mich damals im Auditorium Maximum das Wort zu nehmen veranlaßt; in das Zentrum meines Beitrages hatte ich ein Zitat aus seinem Toast gestellt, den er bei dem festlichen Empfang zu Ehren der Befehlshaber der sowjetischen Armee am 24. Mai 1945 ausbrachte. Darin ging er von dem Tatbestand aus, daß die Regierung nicht wenig Fehler gemacht hätte und 1941/42 Momente einer verzweifelten Lage bestanden. Ein anderes Volk hätte der Regierung sein Vertrauen entziehen und vor Deutschland kapitulieren können. Nicht so das russische Volk! "Dem russischen Volk sei für dieses Vertrauen gedankt!" Ich sah damals in diesen Worten die bewundernswerte Bestätigung der "höchsten Bescheidenheit des großen Funktionärs, der, weil er die gewaltige Verantwortung trägt, weiß, daß er nichts ist ohne die Masse, die ihm die Verantwortung übertrug". Irgendetwas auch nur entfernt damit Vergleichbares, das der Partei und Regierung wenigstens ein Minimum an Respekt abverlangen könnte, hat es tatsächlich rund um den 17. Juni 1953 nicht gegeben. Die früheste schriftliche Äußerung, zu der sich unser Institut für Geschichte des deutschen Volkes in diesem Zusammenhang entschloß, trägt das Datum vom 19. Juni, ist auf einem Kopfbogen des Instituts niedergeschrieben und besteht aus zweieinhalb Seiten. Sie lautet:

"Am 19. Juni 1953 nahmen die Mitarbeiter des Instituts für Geschichte des deutschen Volkes, Studenten des 1. Studienjahres, Parteilose und Parteimitglieder, zu den letzten Ereignissen folgendermaßen Stellung:

I. Wir stimmen den Maßnahmen des Politbüros und des Ministerrates zu, daß durch die Dokumentation der Kraft und Macht unseres Staates alle Provokationen zurückgeschlagen und Ruhe und Ordnung gesichert werden. Die Ruhe und vor allem das Vertrauen zur Regierung können aber nicht nur dadurch hergestellt werden. Dazu ist vor allem nötig, daß die ehrlichen, mit berechtigten Forderungen demonstrierenden Arbeiter, die sich von den faschistischen Provokationen distanzieren haben, von unserer Regierung, der Partei und der Presse die volle Wahrheit hören und mit wirklichem Vertrauen behandelt werden.

II. Die letzten Leitartikel, Kommentare und die Linie unserer Argumentation zu den Ereignissen des 16. und 17. Juni in Berlin sind unbefriedigend; z. B. "Tägliche Rundschau" vom 19. Juni, Leitartikel: "... die große Masse der 'Demonstranten' waren mehrere Tausend aus Westberlin

geschickte faschistische Unruhestifter und Rowdies." Diese Behauptung entspricht nicht den Tatsachen. Die Mehrzahl der Demonstranten waren Arbeiter, die sich von den Provokationen distanzieren. Diese Arbeiter fühlen sich, als Unruhestifter und Rowdies von unserer Presse beschimpft, mit Recht in ihrer Ehre gekränkt. Man darf die Arbeiter nicht wie dumme Kinder betiteln, die "sich schämen" sollten u.a.m. Wer hatte sich denn eigentlich entfernt? Die Arbeiter von der Regierung und der Partei oder umgekehrt? Wir sind der Meinung, daß die Kennzeichnung und Bekämpfung der Provokation **ständig** mit einer Selbstkritik Hand in Hand gehen muß.

III. Wir stimmen dem Gedanken des Leitartikels des "Neuen Deutschland" vom 19. Juni zu, daß es jetzt zuerst darauf ankommt, den zurückgeschlagenen Gegner zu verfolgen, die Provokateure zu verhaften und streng zu bestrafen. Erst dann werden die nötige Ruhe und Ordnung wiederhergestellt sein, die eine gründliche Diskussion über die Ursachen der Fehler der Regierung und der Partei ermöglichen. Zur Wiederherstellung der Ruhe und des Vertrauens ist es nötig, daß nicht in dem Maße, wie es noch meist geschieht, die Unzufriedenheit, die der Provokation eine Basis gab, in den Hintergrund gedrängt wird.

Wir hatten eine **sofortige** Erklärung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und der Regierung erwartet:

Partei und Regierung haben Fehler gemacht. Arbeiter haben sich gegen diese Fehler gewandt, worauf die Regierung ihre Politik revidierte. Faschistische Provokateure nutzten diese Unstimmigkeiten aus, um die bevorstehenden Verhandlungen zur Herstellung der Einheit Deutschlands und um die Sicherung des Friedens in Europa zu verhindern. Jetzt werden wir alle Unruhestifter verhaften und streng bestrafen. Dann werden wir eine gründliche Diskussion über die Ursachen unserer Fehler durchführen.

IV. Wir fassen zusammen: Aus ernster Sorge um die Festigung des Vertrauens zwischen Regierung und Partei und der Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik fordern wir:

a) Keine halben Wahrheiten mehr! Die Provokationen der Faschisten sind die eine Seite; unsere Fehler und die daraus entstandenen Unzufriedenheiten der Arbeiter sind die andere.

b) Vertrauen kann man nur für die Regierung erwarten, wenn man selbst ein Vertrauen zur Arbeiterklasse durch offene Sprache dokumentiert.

c) Der Kritik am mangelnden Klassenbewußtsein der Arbeiter muß eine ernste Selbstkritik vorausgehen.

d) Keine Unterschätzung, daß sich in den Demonstrationen die Forderung für bessere Lebensbedingungen und für Gehör Ausdruck verschafft hatten, weil der gesetzliche Weg zu oft fruchtlos gewesen ist. Keine Unterschätzung, daß die Demonstrationen für diese Forderungen sich auf eine breite Sympathie in der Bevölkerung stützen konnten." (Univ.-Archiv, Phil. Fak. n. 1945, Nr. 85)

Die Diskussion im Institut ging sehr viel weiter, als es in diesem Entwurf einer gemeinsamen Stellungnahme zum Ausdruck kommt. Edith Ruppel z.B. nannte in ihrem Bericht vom 20. Juni jede Verschiebung der Ursachendiskussion einen bedenklichen Fehler. Lieselotte von Ehrenwall forderte in einer persönlichen Stellungnahme vom selben Tag: "Fort mit halben Wahrheiten in Presse und Rundfunk! Fort mit aller Schönfärberei! Fort mit jeglicher Demagogie! Her mit den Realitäten! Sorgt für eine schnelle Information der Bevölkerung!

...Schafft eine leichtere Atmosphäre dadurch, daß jeder in ehrlicher Absicht seine Meinung frei äußern kann, ohne Gefahr zu laufen, als angeblicher Feind des Staates und Provokateur verhaftet zu werden!" Horst Köpstein notierte am 1. Juli: "Unsere Institutionen betreiben eine Politik vom grünen Tisch mit dem Vokabular eines eingefleischten Leitartiklers." Horst Schötzki, aus dem später ein Journalist wurde, kritisierte am 3. Juli die Presse, ausschließlich als Sprachrohr der oberen Behörden zu agieren: "Zweifellos hat die Presse die Aufgabe, Beschlüsse der Regierung zu erläutern; aber sie hat gleichzeitig auch die Aufgabe, die Meinung der Bevölkerung zum Ausdruck zu bringen... Die Bevölkerung hat ihre Meinungen, die Kollegen Journalisten haben ihre Meinungen auch; aber die Zeitungen haben offiziell keine, denn sie schreiben so gut wie nichts darüber." Pitt Stulz, der damals mit einer Tochter von Lothar Bolz - des Außenministers - verheiratet war, schrieb am 6. Juli an Otto Grotewohl einen sechs Seiten langen Brief, der folgende Grundaussage belegte: "Die entscheidende Ursache für die Entfremdung ist meines Erachtens darin zu sehen, daß wir den Massen gegenüber oft keine ehrliche Politik getrieben haben; anstatt offen vor sie hinzutreten, haben wir zum Teil versucht, durch demagogische Tricks und Beschönigungsversuche über Schwierigkeiten hinwegzutäuschen; anstatt zu überzeugen, haben wir Gewalt und Druck angewendet."

Die in den Punkten I und III unseres gemeinsamen Papiers einleitend formulierten Zustimmungserklärungen hatten rein opportunistischen Charakter und nützten rein gar nichts. Vielmehr erleichterten sie dem vermuteten, weil nicht präzis genannten Adressaten, das Ganze ad acta zu legen. Unsere Erklärung trägt den handschriftlichen und energisch unterstrichenen Vermerk auf seiner ersten Seite: "Nicht benutzt!" Wahrscheinlich noch im Verlaufe des Juli fand unter der Leitung des Universitätspartei sekretärs Werner Tzschoppe eine Versammlung der Grundorganisation der Historiker statt, auf der die Linie der Partei festgeklopft wurde, die da lautete: Der 17. Juni 1953 war ein faschistischer Putschversuch - Punktum. Widerspruch, der dabei natürlich nicht ausblieb, wurde schlicht zurückgewiesen. Mir wie dem Studenten Heiner Raßmus - beides gewählte Leitungsmitglieder der Grundorganisation Historiker - wurde unter der Hand angeraten, unsere Funktion niederzulegen. Solche persönlichen Konsequenzen bedeuteten, daß man unter allen Umständen entschlossen war, jede "Fehler- Diskussion" in der Partei rigoros abzublocken. Die Art und Weise, wie man mit mir umging, war noch ausgesprochen menschenfreundlich. Solch ein Angebot abzulehnen hätte zum einen der Parteidisziplin widersprochen; zum anderen gebot auch der gesunde Menschenverstand, solch schonenden Umgang zu einer Zeit unbedingt wahrzunehmen, da bereits die Vorverurteilung von Wilhelm Zaisser und Rudolf Herrnstadt als "Feinde", "Kapitulanten" und "Verräter" in einer Intensität angelaufen war, die Vergleichbares weder vorher noch später erreichte. Heute weiß ich die Dinge natürlich zu deuten: Es war ein gnadenloser Kampf Walter Ulbrichts um die Erhaltung seiner Macht und um ihre Festigung. Damals aber waren für mich die Hintergründe dieser unerquicklichen Vorgänge völlig unverständlich. Natürlich konnte man sich vorstellen, daß Zaisser als Staatssicherheitschef manche vorbeugende Maßnahmen versäumt hätte, um die Unruhen im Keim zu ersticken; aber das war eine bloße Annahme. Herrnstadts Verschulden blieb mir völlig Hekuba. Mit diesen Verdächtigungen verknüpften sich fast zeitgleich die in der Sowjetunion ablaufenden schlimmen Vorgänge: Die "kollektive Führung", die Stalins Nachfolge antreten sollte, zerbarst sehr schnell an individuellen Machtgelüsten. Am 26. Juni ließ sie mit gutem Grund ihr Mitglied Lawrenti Berija, Innenminister und Chef der Staatssicherheit, verhaften; er wurde schwerster Verbrechen angeklagt und erschossen. Unter diesen die winzig kleine DDR überschattenden Bedingungen hatten Zaisser und Herrnstadt nicht die geringste Chance, sich gegen Walter Ulbricht durchzusetzen, und

die Partei wurde der Möglichkeit einer selbstkritischen Überprüfung, mehr noch: einer Besinnung auf sich selbst beraubt.

Die Konzentration auf die eigentliche Institutsarbeit war in der gegebenen Situation sicher das Sinnvollste, aber hatte auch ihre Haken. Mit gutem Grund beklagte Heinz Kamnitzer in der Sitzung der Fakultät vom 9. 9. 1953 das Übermaß an Verwaltungsarbeit auf Kosten der wissenschaftlichen Leistung: "90 % der Arbeitszeit müsse der Arbeit mit dem Buch gewidmet sein. Er macht den Vorschlag, den Herrn Staatssekretär zu einer der nächsten Fakultätssitzungen einzuladen, um diese Fragen in gemeinsamer Aussprache zu klären." Dies blieb natürlich ein frommer Wunsch. Die Anwerbung von Hilfsassistenten aus den höheren Studienjahren brachte oft nicht den erwarteten Ertrag, sondern zusätzliche Belastungen. Nicht die Zahl, sondern die Qualität hatte das Kriterium zu sein. Einen sehr wertvollen Zugewinn erhielten wir im Oktober durch Erich Paterna. Der schon 1897 Geborene war der Typus einer Lehrgestalt, wie ihn Fontane darstellt: mit der brandenburgischen Landschaft verbunden, vielseitig interessiert, vor allem natürlich historisch - und das von der Ortsgeschichte bis hin zur Weltgeschichte -, pädagogisch talentiert und auf dieser Strecke unermüdlich. Von der SPD kommend geriet er natürlich mit dem Nazismus in Konflikt, erlebte Widerstand, Kerker und gehörte nach 1945 zu den unbedingten Verfechtern der Vereinigung der Arbeiterparteien. Bevor er zu uns kam, lehrte er an der Parteihochschule, wo damals schon Hanna Wolf das Zepter schwang. Ihr Ehrgeiz erschöpfte sich in der nahtlosen Deckung der Hochschule in all ihren Äußerungen mit der Linie der Partei mit all ihren Schwankungen, Wendungen und Knicken. Nicht daß sich Paterna gegen die Entwicklung der Partei neuen Typs gestellt hätte, aber Hanna Wolf hatte einen sechsten Sinn und zog immer selbständigen Denker bedingungslos Gefolgsleute vor. Also sah sich Staatssekretär Harig überraschend in der Lage, der Fakultät am 14. Oktober die Berufung von Erich Paterna zum Professor mit Lehrauftrag für die Geschichte des deutschen Volkes mitzuteilen. Er kam nicht mit leeren Händen. Seine quellenmäßig hervorragend fundierte Arbeit über die Klassenkämpfe im mansfeldischen Bergbau im 16. und 17. Jahrhundert war schon weit vorangeschritten - 1960 erschien sie zweibändig im Druck. Mit Paterna erhielt die Gruppe, die sich thematisch im Feudalismus angesiedelt hatte, nicht allein eine Verstärkung, sondern einen ausgewiesenen Kopf.

Das Institut umfaßte nunmehr drei Abteilungen: Kamnitzer als Institutsdirektor stand - ungeachtet seines Anteils am Lehrbuch von 1789-1815

- der Abteilung "Weimarer Republik" vor, für die eine Vorlesung neu auszuarbeiten war; außer den Oberassistenten Dr. Ruppel und Schötzki gehörten ihr vier Assistenten und drei Hilfsassistenten an. Obermann als stellvertretender Direktor deckte vorlesungsmäßig die Zeit von 1789-1917 ab; ihm standen als Oberassistenten Scheel und Stulz, fünf Assistenten und drei Hilfsassistenten zur Verfügung. Paterna, der den feudalen Zeitraum von 1500-1789 im Überblick verantwortete, hatte zwar neben seinen zwei Oberassistenten Köpstein und Berthold nur einen Assistenten und zwei Hilfsassistenten, aber forschungsmäßig war seine Truppe am besten aufeinander abgestimmt. Die größten Schwierigkeiten hatte Kamnitzer, Lehrbucharbeit und Weimar-Vorlesungen unter einen Hut zu bekommen; er bewirkte daher beim Staatssekretariat, daß er vom März bis zum September 1954 von sämtlichen Institutsgeschäften befreit wurde, die jetzt auf Obermann übergingen. Er übernahm die Aufgabe ohne die geringste Scheu, aber auch ohne viel Aufhebens, und es tat dies unserem Institut nur gut. Kamnitzer war ein Schriftsteller, dem es immer auf schöne Formulierungen ankam und der nie an einer reizvollen Idee vorüberging, auch wenn sie ihn von Weg und Ziel abbrachte. Obermann war nüchtern, ja trocken und so phantasielos, daß ich mich nicht erinnern kann, ihn in der Mensa beim Mittagstisch jemals mit etwas anderem als Bratkartoffeln und Ei gesehen zu haben. Er war ein immens fleißiger Historiker, den Stilfragen nicht sonderlich beunruhigten, aber der um so mehr von dem Ehrgeiz besessen war, jede seiner historischen Aussagen quellenmäßig belegen zu können. In einer Zeit, da es noch so manchen gab, der die zeitraubende, mühselige Schlußarbeit in Archiven für unververtretbaren Luxus hielt, da man ja über die historisch-materialistische Methode verfügte, die schon alles richten würde, da gehörte Obermann unstreitig zu denen, die insbesondere der jungen Historikergeneration beibrachten, daß eine Geschichte des deutschen Volkes von unten keine bloße Umkehrung überkommener Forschungsergebnisse sein kann, sondern auf einer eigenen selbständigen Quellenerkundung gegründet sein muß.

In der letzten noch von Kamnitzer geleiteten Sitzung vom 11. März 1954 stellte Obermann nüchtern fest, daß den Assistenten in der Regel die Sachkenntnis fehle und wir erst am Anfang einer systematischen Aktenauswertung stünden. Als positiv bewertete er zum einen die Archivarbeit von Pitt Stulz in Dresden, der sowohl für Kamnitzer als für Obermanns Lehrbuchabschnitt fündig geworden war und in enger Zusam-

menarbeit mit dem Archivar Alfred Opitz 1956 einen Artikel über "Volksbewegungen in Kursachsen zur Zeit der Französischen Revolution" herausbringen konnte. Zum anderen nannte Obermann mein Bemühen um die Darstellung des Berliner Aprilstreiks von 1917, den ich dank der minutiösen Aktenführung diverser berliner, preußischer, auch sächsischer Behörden und der zeitgenössischen Publizistik als Ereignis und in seiner historischen Bedeutung bis ins Detail verfolgen konnte. Am Ende war daraus eine recht solide und überschaubare Arbeit geworden, die sich auch vom Umfang her als Promotionsschrift geradezu anbot.

Daß ich diesen Weg dann doch nicht ging, sondern die Arbeit 1957 in einem Sammelband veröffentlichte, den Albert Schreiner zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution im Akademie-Verlag herausbrachte, hing mit der kritischen Situation zusammen, in die die einstige Hauptaufgabe unseres Instituts - der Lehrbuchabschnitt von 1789 bis 1815 - im Verlaufe des Jahres 1954 geraten war.

Kamnitzer kam über seine Vorlesungen zur Weimarer Republik mit seinem Lehrbuchabschnitt hoffnungslos in Verzug. Seine in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 3, S. 257, gedruckte Disposition hatte nur für den Zeitraum 1789-1794 wenigstens Thesencharakter und erschöpfte sich dann in Kapitelüberschriften. Die Teilausarbeitungen, die er gegen Jahresende vorlegte, befriedigten so wenig, daß das Autorenkollektiv ihn von der weiteren Lehrbucharbeit befreite und Joachim Streisand, der 1952 bei Meusel promoviert hatte, mit der Übernahme des gesamten Lehrbuchabschnitts betraute. Daß Kamnitzer sich schon seit längerem von dieser Thematik verabschieden wollte, zeigte sich auch darin, daß - natürlich mit seinem Einverständnis - der Dekan mir am 8. März für das Herbstsemester 1954/55 einen zweistündigen Lehrauftrag "Geschichte des deutschen Volkes von 1789 bis 1871, Teil I" an der philosophischen Fakultät erteilte. Das Jahr 1954 endete für Heinz Kamnitzer mit einem schweren Nervenzusammenbruch, der ihn am 12. Dezember aufs Krankenbett warf. Chefarzt Dr. Rudolf Baumann ließ den Dekan am 21. Dezember wissen: "Bei der Schwere des Krankheitsbildes ist die Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit vorerst nicht abzusehen." In der Tat, es verging mehr als ein halbes Jahr, ehe Kamnitzer als Rekonvaleszent gelten konnte, der dennoch nicht stabil genug war, um wieder in das alte Geschirr zu steigen. Folgerichtig übernahm ich auch wieder wie im Vorjahr die zweistündige obligatorische Überblicksvorlesung im Herbstsemester 1955/56 zur Geschichte des deutschen Volkes von 1789 bis 1849. Im Protokoll der Fakultätssitzung vom 21. 7. 1955 heißt es jedoch dann:

"Auf Antrag von Prof. Kamnitzer, ihn auf Grund seines schlechten Gesundheitszustandes von seinen Funktionen an der Humboldt- Universität zu entbinden, ermächtigt die Fakultät den Herrn Dekan, Prof. Kamnitzer für seine Mitarbeit zu danken und ihm das tiefe Bedauern der Fakultät auszusprechen." Mit Wirkung vom 1. 10. 1955 schied Kamnitzer aus und lebte hinfort als freier Schriftsteller, der dem PEN-Club der DDR bis zu seinem Ende vorstand, sich besonders um Arnold Zweig und sein Werk verdient gemacht und 1993 einen bemerkenswerten poetischen "Abgesang mit Herzschmerzen" veröffentlicht hat, worin er sich den Leuten zurechnet, "die nicht aufhören werden, ein Dasein zu suchen, das erträglich und friedlich auf Erden."

Die Leitung des Instituts ging nunmehr endgültig an Karl Obermann über, der schon im Jahr zuvor sechs Monate lang die Amtsgeschäfte geführt hatte. In die Betreuung der Dissertanten unter unseren Mitarbeitern, die bisher ganz allein bei Kamnitzer gelegen hatte, teilte Obermann sich mit Paterna. Ich war am 1. September 1952 in die außerplanmäßige Aspirantur aufgenommen worden und nahm jetzt als erster die Hürde der Promotion. Das Doktorandenbuch 1956 der philosophischen Fakultät vermerkte unter Nr. 1, daß der Kandidat Heinrich Scheel am 21. März 1956 mit dem Prädikat vorzüglich (*summa cum laude*) zum Doktor der Philosophie promoviert worden ist. Als Promotionsschrift hatte ich die Forschungsergebnisse eingereicht, die ich als Beitrag für den nunmehr von Joachim Streisand zu liefernden Lehrbuchabschnitt erarbeitet hatte. Der erste Teil dieses Entwurfs, der den Zeitraum von 1789 bis 1807 umfaßte, lag bereits Anfang Dezember dem Autorenkollektiv vor. Unter dem Vorsitz von Meusel und erweitert durch Vertreter verschiedener historischer Institute wurden um die Jahreswende 1955/56 drei kritische Besprechungen durchgeführt, denen ein von mir verfaßtes Gutachten zugrunde lag. Es bestätigte den guten Gesamteindruck des Entwurfs, aber kennzeichnete doch vier wichtige Fragen als noch unzureichend gelöst: 1. Die Darstellung der sozialökonomischen Situation in Deutschland, 2. die Herausarbeitung der Rolle der Volksmassen, 3. die Beurteilung der preußischen Politik und 4. die Einschätzung der französischen Kriege. Die Diskussion bestätigte im allgemeinen die in den ersten beiden Punkten genannten Mängel, wobei befriedigende Lösungen angesichts der territorialen Zersplitterung Deutschlands äusserst schwierig und dennoch unabdingbar wären. Nur auf gesicherten Aussagen zur sozialökonomischen Basis könnte ein naturgemäß sehr differenziertes Bild von den un-

terschiedlichen Aktivitäten der werktätigen Schichten in Stadt und Land gegeben werden. Die von allen Teilnehmern insgesamt negativ gewertete Politik Preußens, die bei Jena und Auerstedt ihre verdiente Niederlage erlebte, führte dennoch zu einem heftigen Meinungsstreit im Zusammenhang mit dem Baseler Frieden 1795. Während Ernst Engelberg die in Basel vereinbarte Preisgabe des Linksrheinischen durch Preussen nationalen Verrat nannte, nachdem die Franzosen die "natürlichen Grenzen" zum leitenden außenpolitischen Prinzip erhoben hätten, hielt Alfred Meusel strikt dagegen, Preußen auf diese Weise zum Schirmherrn nationaler Interessen zu machen und ihm eine Rolle zuzuordnen, die es erst 1866 an sich riß. Noch heftiger stritt man um die Einschätzung der französischen Kriege, wozu das Gutachten thesenartig folgende Ausführungen machte: Die Kriege Frankreichs sind gerecht bis 1795/96, wobei das Element der Plünderung und Eroberung besonders nach dem 9. Thermidor stark zunimmt, ohne jedoch schon zu dominieren; von seiten der Koalition ist der Krieg ungerecht. Auf beiden Seiten ungerecht sind die Kriege im Zeitraum von 1796 bis 1806/07, was selbstverständlich progressive Wirkungen dieser Kriege von seiten Frankreichs nicht ausschließt. Ab 1807 sind die Kriege weiterhin ungerecht, während die unterjochten Völker einen gerechten Befreiungskampf führen. Damit hatte ich mir ein halbes Dutzend engagierte Gegner - darunter auch Meusel - auf den Hals geladen, die zwar mehr oder weniger mit den Begriffen gerecht und ungerecht hantierten, aber den Charakter des jeweiligen Krieges im Grunde nur von seiner progressiven Wirkung her bestimmten. Auf meine Seite schlugen sich - wenn auch zum Teil mit etwas abweichenden Zäsuren - ein anderes halbes Dutzend. Meusel konstatierte abschließend als Ergebnis die Herausarbeitung von zwei entgegengesetzten Konzeptionen und überließ es dem Autor, sich nach gründlicher Erwägung der Argumente für eine von ihnen zu entscheiden.

Ich habe in diesen Jahren an der Humboldt- Universität hart gearbeitet und mich nicht geschont. Anfangs gebot die Institutsordnung die persönliche Präsenz jedes Mitarbeiters präzis ab 8 Uhr an seinem Arbeitsplatz. Ich habe das Meinige dazu getan, um dieses Gebot gründlich zu durchlöchern. Mit Ausnahme des Chefs, dem ein eigenes Zimmer zustand, saßen alle anderen in der Regel zu zweit oder dritt in einem Raum, was etwas ganz anderes ist, als wenn unzählige Benutzer den gemeinsamen Lesesaal einer Bibliothek oder eines Archivs bevölkern, ohne sich im geringsten ins Gehege zu kommen. Natürlich verlangten notwendige Besprechungen unsere Anwesenheit im Institut, aber dazu waren nicht

immer Vollversammlungen nötig; und unsere ohnehin überstopften Vorhaben machten den Sinn mancher Besprechungen durchaus fragwürdig. Was ich an wissenschaftlichen Leistungen in diesen Jahren zuwege brachte, war nicht am Institutsarbeitsplatz entstanden, sondern an meinem Schreibtisch zu Hause, wo mich höchstens das Telefon stören konnte. Ich hatte Ende 1950 unsere kalte und verbaute Wohnung in der Parkaue gegen eine Dreizimmerwohnung in der nahe gelegenen Normannenstraße 15 getauscht, wo ich mir ein etwa 12 qm großes Arbeitszimmer einrichtete, das meinen Bedürfnissen voll entsprach. Ich konnte mich hier nicht nur zurückziehen, sondern auch die Nacht zum Tage machen. Wenn alles schlief, war ich am emsigsten.